

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 21

Artikel: Die roten Schweizer an der Beresina
Autor: Graf, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da war es kein Wunder, wenn das Volk allwärts die Österreicher, welche am 5. Juni in der ersten Schlacht bei Zürich die Franzosen schlugen, als Befreier begrüßte. Sie waren es auch in der Tat; denn ohne ihr Erscheinen wären die Kerker nicht geöffnet, sondern immer mehr gefüllt worden. Am 10. Juni 1799 kehrten Alois Reding und seine Freunde nach Schwyz zurück, ersterer aber nur, um so rasch wie möglich seine Heimat zu verlassen. Nach zweijähriger Aufopferung, nach allen Kämpfen und Mühen sehnte sich der alte Vater nach Ruhe und nach einem sicheren Leben. Es war kein leichtes, mit einer achtköpfigen Familie ins Exil zu gehen. Die Familie begab sich am 20. Juni zunächst nach Glarus und dann nach Rorschach, wo sie bis zum Beginn des Oktobers verblieb.

Aber auch den Hunderten von Geiseln, welche in Aarburg eingekerkert lagen, schlug durch das Vorrücken der Österreicher die Stunde der Erlösung. Die Vorschläge Laharpes, des schweizerischen Robespierre, wurden nicht mehr gehört; denn nach ihnen hätte man den dritten Teil aller Schweizer erschießen müssen.

Endlich raffte sich auch die helvetische Regierung auf, welche am 31. Mai 1799 von Luzern

nach Bern geflohen war, zu tun, was ihr Ehre und Gewissen schon längst hätten gebieten sollen: Repräsentant Willeter von Zürich erhielt den Auftrag, den Zustand der in Aarburg Gefangenen zu untersuchen. Als dieser am 12. Juni dort anlangte, „fand er sie in verpesteter Luft, auf verfaultem Stroh, in ihrem eigenen Unrat zusammengepfercht.“ Empört räumte Willeter sofort diese scheußliche Kerkerhöhle und setzte zweihundertfünfundfünfzig Personen auf freien Fuß.

So endete für Schwyz und für viele andere Kantone die Zeit der ärgsten Sklaverei, welche die Schweizergeschichte kennt und gegen welche alle Sagen der Zwingherrschaft der Wögte von 1308 Rinderspiel sind. Dieser Vergleich wird noch krasser, wenn man bedenkt, daß jene alten Geschichten nicht historisch erwiesen sind, die Sklaverei von 1798 und 1799 aber eine historische Tatsache ist, welche kein Historiker erschöpfend behandeln, kein Dichter grell genug darstellen könnte. Der alte Gefler soll wenigstens ganz offen bekannt haben, was er mit den Schweizern beabsichtigte; diese modernen „Wögte“ jedoch verkündeten dem Volke Freiheit und Glück, ihren Fußspuren aber folgten Verwüstung, Mord und rauchende Trümmer.

Ich würd es hören.

Läg dort ich unterm Firneschein
auf hoher Alp begraben,
ich schlief mitten im Juchheine
der wilden Hirtenknaben.

Wo sonst ich lag im süßen Tag,
läg ich in dunkeln Decken,
der Laue Krach und dumpfer Schlag,
er würde mich nicht wecken.

Und käme schwarzer Sturm gerauscht
und schüttelte die Tannen,
er führe, von mir unbelauscht,
vorüber und von dannen.

Doch klänge sanfter Glockenchor,
ich ließe wohl mich stören
und lauscht ein Weilchen gern empor,
das Herdgeläut zu hören.

Conrad Ferdinand Meyer.

Die roten Schweizer an der Beresina.

Von Otto Graf.

Nach dem Brande von Moskau steht die französische Armee abgeschnitten von der Heimat inmitten der ungeheuren Steppen Rußlands. Noch gibt es einen Weg, sich aus der schlimmen Situation zu ziehen: ein rascher Vorstoß nach Norden, nach St. Petersburg, wo der Zar in ruhiger Sicherheit residiert. Napoleon ist denn auch zu einem solchen Plane entschlossen, stößt aber hier zum ersten Male auf den Widerstand seiner Marschälle, die sich nach Ruhe und Winterquar-

tieren sehnen. Zum ersten Male auch weicht der Kaiser diesen Einflüssen, indem er, zu seinem Schaden, Friedensverhandlungen eröffnet, die aber, dank den Einwirkungen Englands in St. Petersburg, resultatlos verlaufen. So geht der September zu Ende, die rauhen Herbststürme brechen herein, und angesichts des nahen Winters, entblößt von Lebensmitteln, muß Napoleon den Befehl zum Rückzug geben. Langsam geht der Marsch über die aufgeweichten, kaum

fahrbaren Straßen der Stadt Smolensk zu, in der gemäß den kaiserlichen Anordnungen reichliche Magazine bereit sein sollten. Doch, wie die Armee ankommt, wartet ihrer die zweite große Enttäuschung dieses Feldzuges. Smolensk bietet nur für wenige Tage Lebensmittel, so daß der Rückzug weitergeführt werden muß. Jetzt aber naht sich Napoleons grausames Schicksal, dem kein Genie, keine Tapferkeit, keine Kriegskunst gewachsen ist: der russische Winter. Das Thermometer sinkt auf 25 Grad unter Null, ein eisiger Nordost segt über das verschneite Gelände. Die Leiden der Soldaten steigen ins Unglaubliche, und erbarmenswert ist der Anblick, den die heimkehrenden Besieger von Europa bieten. Die Uniformen fast unkenntlich, keine Schuhe, verbundene Köpfe, mit Stroh umwickelte Füße, gräßlich abgemagerte Gesichter, so wanken sie einher auf der Straße des Todes. In der Stadt Orscha, wenige Tagemärsche von der Beresina entfernt, stößt das Korps des Marshalls Dudinot, das bis jetzt die rechte Flanke der Armee gedeckt und den Russen die blutige Schlacht bei Polozk geliefert hat, zu dem Kaiser. Bei diesem Korps befinden sich auch die Schweizer, die schon auf den Feldern von Polozk die Waffenehre ihrer Heldenväter treu bewahrt haben, und die jetzt, ermutigt durch die Nähe des Feldherrn, hoffen, den Rückzug ungefährdet vollenden zu können. Als sie aber sehen, wie die große Armee gleich einer Schar dem Grabe entstiegener Geister durch die Straßen der Stadt zieht, da blicken sie sich todesernst an: jetzt wissen sie, daß sie, obschon selbst fast zum Tode erschöpft, bestimmt sind, den Rückzug ihrer Kameraden zu decken und die Ehre des Kaisers zu retten. Doch keine Enttäuschung, noch viel weniger eine Verwünschung ist zu vernehmen; im Gegenteil, diese tapferen Elitesoldaten zeigen sich mit großer Begeisterung bereit, das Höchste zu wagen zur Erfüllung der beschworenen Waffenpflicht.

Und wahrlich, in diesen traurigen Tagen hat Napoleon treue Freunde nötig, denn rings um die französische Armee lagern 100 000 wohl ausgerüstete, an die Unbilden des Winters gewöhnte Russen, die sich schon mit der Hoffnung schmeicheln, ihren großen Gegner abzufangen und im Triumph vor den Zaren zu führen. Ein russischer Tagesbefehl, der mehr einem polizeilichen Steckbriefe gleicht, denn einem militärischen Aktenstücke, gibt deutlich Beweis von dieser Hoffnung, indem er lautet: „Die napoleonische Armee ist

auf der Flucht, der Urheber all des Elends in Europa mit ihr. Wir befinden uns auf seinem Rückzugswege. Es kann leicht sein, daß es dem Allerhöchsten gefällt, von seinem Zorne nachzulassen und ihn uns zu überliefern. Ich wünsche daher, daß die Beschreibung dieses Mannes jedem bekannt werde. Er ist von kleinem Wuchse, wohlbeleibt, von blasser Gesichtsfarbe, hat einen kurzen, starken Hals, großen Kopf (!) und schwarze Haare. Ich halte es für notwendig, daß Gefangene, die klein von Statur sind, mir vorgeführt werden. Von einer Belohnung spreche ich nicht, die Freigebigkeit unseres Monarchen haftet dafür!“ In dieser höchsten Not, da alles verloren scheint, rafft sich der Kaiser auf zu voller Heldengröße. So groß ist seine moralische Kraft, so gewaltig der Zauber seines Namens, daß er mit seiner erstarrten, in Lumpen gehüllten Armee noch manövrieren und, trotz dreifacher Übermacht des Feindes, noch siegen kann.

Die Vorposten des Generals Dudinot langen am 23. November bei Borisow an der Beresina an, finden aber die Brücke zerstört und das rechte Flußufer im Besitz des Feindes. Einige Stunden oberhalb der Stadt findet sich ein günstiger Platz für den Brückenschlag, den Napoleon rasch auszunützen weiß. Während, um die Russen zu täuschen, ein Teil der Armee in Borisow stehen bleibt, marschiert das Gros flussaufwärts nach Studjanka, wo die braven Pontoniere, mitten im eiskalten Wasser stehend, eifrig am Brückenbau arbeiten. Zum Schutze der Arbeiter lagern sich die Truppen dicht am Ufer des Flusses, ohne Feuer, ohne ausreichende Nahrung in der schrecklichen Winternacht. Da ertönen plötzlich gedämpfte Rufe: „Vive l'Empereur“: der Kaiser reitet heran, steigt schweigend vom Pferde und lehnt sich nachdenklich an einen Brückenkopf. Mächtig belebt durch die Gegenwart des Feldherrn, der eisigen Kälte der Fluten trogend, arbeiten die Pontoniere mit aller Energie an den Brücken, und am folgenden Tage, nachmittags ein Uhr, können sie Napoleon melden, daß die erste Brücke vollendet ist. Sofort wird der Übergang angeordnet, zu dessen Überwachung sich der Kaiser persönlich neben dem Brückenkopfe aufstellt. Regiment um Regiment zieht an ihm vorüber, aber es sind nur noch kleine Trüppchen, die den blinkenden Adlern folgen. Doch diese Tapfersten der Tapfern marschieren so ernst, so entschlossen, rufen so kühn ihr „Vive l'Empereur“, als stünden sie mitten in glorreicher Siegesbahn.

Um die Mittagsstunde des 27. Septembers ist bis auf das Korps des Marschalls Victor die ganze Armee übergesetzt, worauf der Kaiser an der Spitze seiner Garden über die Brücke reitet. Doch noch ist die Gefahr nicht überwunden, denn zwei russische Heere versperren die Straße nach Wilna, während ein drittes den Marschall Victor bedroht. So lauern ringsum Tod und Verderben; ein furchtbarer Winter, Hunger, Entbehrungen, feindliche Übermacht, alles verbindet sich zur Vernichtung der Großen Armee, doch trotz alledem holt der Kaiser aus zu einem entscheidenden Schlage, durch hundert Feuerschlünde hindurch bahnt er sich seinen Weg, und an diesem Tage sind die Schweizer die todesmutigen Schildhalter seines Feldherrnruhms.

Am Morgen des 28. November stehen die Schweizerregimenter schlagfertig in den verschneiten Wäldern an der Beresina, ihre Offiziere schreiten ernst den Waldweg auf und ab. Mit stillem Sehnen gedenken die Tapfern der schönen Heimat, und dieser allgemeinen Sehnsucht gibt der Lieutenant Legler Ausdruck, indem er ein heimatliches Pilgerlied zu singen anhebt, in das alle Umstehenden ergriffen einstimmen. Bald rauscht der Männergesang mächtig durch den stillen, russischen Wald, und ernst klingt es hinüber zu den feindlichen Reihen:

Unser Leben gleicht der Reise
Eines Wandrers in der Nacht.
Jeder hat in seinem Gleise
Etwas, das ihm Kummer macht.

Aber unerwartet schwindet
Vor uns Nacht und Dunkelheit,
Und der Schwergedrückte findet
Linderung in seinem Leid.

Mutig, mutig, liebe Brüder,
Gebt die bangen Sorgen auf!
Morgen geht die Sonn' schon wieder
Freundlich an dem Himmel auf.

Darum laßt uns weitergehen!
Weichet nicht verzagt zurück!
Hinter jenen fernen Höhen
Wartet unser noch ein Glück!

Wie die Töne verklingen, wie alle die rauhen, kriegsgewohnten Männer von dem Vaterlande sinnen und träumen, da saust mit teuflischem Geräusch eine Granate über ihren Köpfen dahin und reißt sie zurück in die raue Wirklichkeit. Zu gleicher Zeit sprengt auch der Kaiser durch ihre Linien, kalt und eisenhart ist sein Gesicht, jeder Zug verrät den Feldherrn. Bis auf vierhundert Schritt reitet er an die Russen heran und beobachtet ihre Linien, bis ihn eine krachende Salve zur Rückkehr nötigt. Als er den Marschall

Dudinot erblickt, gibt er ihm den Befehl, die Russen unverzüglich anzugreifen. In diesem Augenblicke, vor Beginn der Feldschlacht, treten die Schweizeroffiziere zusammen, legen Hand in Hand und schwören, ohne Furcht und Zagen, des Heldenruhms der Väter eingedenk, zu kämpfen, um der Schmach und der Knechtschaft zu entgehen, und vor allem aus alles zu wagen für die Erhaltung und den Ruhm des Kaisers.

Gleich hungernden Löwen, mit der letzten Kraft, die der größte Mangel ihnen gelassen, stürmen jetzt die Schweizer vorwärts, mitten in den Feuerbereich der russischen Schützen hinein. Schrecklich räumen die Kugeln unter ihnen auf, der Boden rötet sich vom Blute der Söhne Helvetiens. Dünner und dünner werden ihre Linien, vielen Soldaten gehen die Patronen aus, so daß sich mehr als dreihundert Mann in den Wald zurückziehen müssen. Dies bemerkt der Lieutenant Legler, einer der Tapfersten. Unruhig sieht er um sich, da findet er den Divisionsgeneral Merle, den obersten Führer der Schweizer. In raschen Schritten eilt er auf diesen zu und meldet ihm: „Mein Herr General, Sie sehen vor sich dreihundert Mann, die keine Patronen mehr haben, der Feind benutzt diesen Umstand und nähert sich uns. Sollen wir ihn mit dem Bajonett angreifen?“ Der General sinnt einen Augenblick nach, dann antwortet er: „Gut so, mein Freund, laufen Sie und rufen Sie in meinem Namen, man solle den Feind mit dem Bajonett werfen!“ Sofort eilt Legler weg und spricht mit lauter Stimme: „Im Namen des Generals! Zum Bajonettangriff! Tambours, schlagt Sturm!“ Angesichts des mörderischen Feuers der Russen wagen die Tambouren nicht, sich an die Spitze der tapfern Schar zu stellen, worauf Legler einen der Trommelschläger am Arme packt und sich mit ihm vor die Front stellt. Unter dröhnendem Hurra geht es vorwärts. Bajonette und Säbel blinken, die alten, zerfetzten Banner rauschen und die Russen, erstaunt ob dem unerwarteten Angriffe, weichen zurück. Schon rufen die Schweizer „Sieg“, schon wankt die ganze feindliche Linie, als die russische Kavallerie durch eine Attacke das Gefecht wieder zum Stehen bringt. Doch unverzagt, unterstützt durch Polen und Kürassiere, schreiten die Schweizer zu neuem Sturme. Siebenmal gehen sie dem Feinde mit dem Bajonett an den Leib, siebenmal werfen sie die Russen in die Wälder zurück; schon liegen viele Offiziere und Soldaten tot oder verwundet auf der Walfstatt, als

die Nacht hereinbricht und dem Morden ein Ende macht. Wie einst an der Moskwa, so benutzen auch jetzt die Russen die Dunkelheit zum Rückzuge, nur die wilden Kosaken streifen noch durch das weite Schneefeld, der Weg nach Wilna aber ist frei, der Kaiser, die Reste der Armee sind gerettet.

Die große Schlacht an der Beresina ist ein Ruhmesblatt schweizerischer Kriegsgeschichte, und mit vollem Recht dürfen die Schweizeroffiziere in ihrem Berichte an die Tagsatzung sagen: „An den Ufern der Beresina, bei Borisow, ist es, wo schweizerische Tapferkeit den höchsten Ruhm errungen hat. Wir haben mit Löwenmut gekämpft, um uns war Tod und Vernichtung, aber zehn Stunden lang hielten wir den Angriff eines zehnfach überlegenen Gegners aus. Viele unserer Gefährten sind nicht mehr, allein sie fielen als Helden, treu dem Schweizerruhm und dem Andenken alter Kriegsehre unserer Vorfäter.“

Von der Beresina weg ziehen die Trümmer der Armee unter Leiden, die keine Feder beschreiben kann, der Stadt Wilna zu, wo endlich einige aufgestapelte Vorräte liegen. Napoleon selbst, der doch an die Schrecken des Krieges gewöhnt ist, entsetzt sich beim Anblick dieses Heeres von To-

ten. „Lebensmittel, Lebensmittel“, schreibt er an seinen Geschäftsträger in Wilna, „sonst wird diese undisziplinierte Masse alle nur erdenklichen Greuel in der Stadt begehen... Es wäre mir sehr lieb, wenn sich in Wilna kein auswärtiger Geschäftsträger befände. Die Armee ist nicht in dem Zustande, daß man sie zeigen könnte.“

In Wilna verläßt der Kaiser die Armee: der Feldzug ist zu Ende; die Pflicht als General hat er erfüllt, jetzt verlangt der Staatsmann sein Recht, denn die russische Katastrophe macht sein Reich, sein System in den Grundfesten erbeben. Auf einem Bauernschlitten durchrast er Litauen, Polen, Preußen; schon am 14. Dezember ist er in Dresden, wo er sich eine kurze Ruhe gönnt. Trotz der ungeheuren Verantwortung und der Sorgen, die auf ihm lasten, erinnert er sich des deutschen Dichters, von dem er einst gesagt hat: „Voilà un homme“, und sendet in Wolfgang Goethes stille Poetenstube einen kurzen Freundesgruß. Vier Tage später, am 18. Dezember, steigt er in den Tuilerien ab, empfangen von der dumpfen Ehrerbietung des Volkes: Hinter ihm liegen die Schrecken des russischen Winters, vor ihm liegt ein Kampf auf Leben und Tod, um Krone und Reich.

Alte Schweizer Hausprüche.

Zusammengestellt von Milly Kiechle.

Man sagt immer,
Die Zeiten werden schlimmer.
Ich aber sage, nein,
Die Zeiten bleiben immer,
Aber die Leute werden schlimmer.

*

Ich achte meine Hasser
Gleich wie das Regenwasser,
Das von den Dächern fließt!
Und ob sie mich schon neiden,
So müssen sie doch leiden,
Daß Gott mein Helfer ist.

*

Allen denen, die mich kennen,
Wünsche ich, was sie mir gönnen.
Es gönn' mir Einer, was er will,
Wünsch ich ihm noch einmal soviel.

*

Aus Tauf-, Hochzeit- und Grabgeleit
Mischt sich der Klang des Lebens.
Woher, wohin, wozu?
Du fragst vergebens.

*

Dis Hus ist min und doch nit min,
Wer vorher da, 's war auch nit sin.

Wer nach mir kunt, muß auch hinus,
Sag', lieber Fründ', wem ist dis Hus?

*

Gott behüt dies Haus so lang,
Bis ein Schneef die Welt umgang
Und eine Ameis' dürst so sehr,
Bis sie austränk das ganze Meer.

*

Zum Brüggli Schaffhausen bin ich genannt
Für Farb seit hundert Jahren bekannt;
Fröhliche Farben, ein reines Gewand
Schaffe ich allen zu Stadt und Land.
Und des Rheines schäumende Wellen
Dienen mir gern als gute Gefellen.

Alte Ofensprüche.

Wo Fried' und Einigkeit regiert,
Da ist das ganze Haus geziert.

*

Wenn Reid und Hasser brennten wie Feuer,
Dann wär' das Holz nicht halb so teuer.

*

Wenn der Wein zu Kopf gestiegen,
Steht der Geist des Menschen still.
Und der Wille muß sich fügen,
Wie der Geist des Weines will.